

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Archilochos: Gedichte

(Reclam, Stuttgart 2021, hrsg. und übersetzt von Kurt Steinmann)

Archilochos
Gedichte
Griechisch/Deutsch

Reclam

Dieses mulmige, aber wohlige Gefühl, wenn wir von einer schwankenden Hängebrücke in den Abgrund blicken, es stellt sich auch ein, wenn wir Literatur lesen, die vor 2700 Jahren geschrieben wurde. Die spitzen Steine dort unten, der rauschende Bach, sind so weit weg und doch so nah. Es war eine ganz andere Welt, in der Archilochos von Paros damals, im frühen 7. Jahrhundert vor Christus, lebte, und doch trieb ihn dasselbe um wie uns Heutige: Krieg, Liebe, die Frage, wer wir sind.

„Ich bin Diener des Herrn Enyalios / und bin kundig des lieblichen Geschenks der Musen.“ So beginnt die Sammlung der Texte und Textbruchstücke, die uns von Archilochos erhalten geblieben sind und die wir in der ruhigen, klaren Übertragung von Kurt Steinmann lesen.

Der 76-jährige Luzerner ist eines der weniger bekannten Schwergewichte der Schweizer Literatur. Schon während er am Gymnasium Griechisch und Latein unterrichtete (etwas, was wir bald nur noch vom Hörensagen kennen werden), übersetzte er zahlreiche Tragödien von Aischylos, Sophokles und Euripides, philosophische Werke von Theophrast und Epiktet, lateinische Texte von Petron bis Petrarca und, als Glanzstück, Homers „Odyssee“ und „Ilias“ (bei Manesse). Und eben die ganz frühe Lyrik von Sappho und Archilochos. Das vorliegende zweisprachige Bändchen basiert auf einer Insel-Edition von 1998.

Steinmanns Edition beschränkt sich nicht auf die Eindeutschung, sondern schenkt uns zu jedem noch so kleinen Fragment kurze, kluge Kommentare, die uns das Verständnis des Zusammenhangs erleichtern. Der „Herr Enyalios“ etwa ist ein karischer Schlachtdämon, dem der Krieger Archilochos sich verschrieb, und der einzelne Satz „Eine Zikade hast du am Flügel gefasst.“ erweist sich als Selbstporträt: „Wer den spottfreudigen Dichter reizt, wird die Wucht seiner Jamben umso stärker zu spüren bekommen.“ Eine hervorragende Übersetzung, wie Steinmann sie erschafft, leistet vor allem die Vermittlung von Vertrautheit und Fremdheit. Die Sperrigkeit und Schroffheit dieser alten Verse wird nicht versäuselt, aber auf einmal klingt sie ganz zart, und wir erleben Archilochos als unseren Zeitgenossen. Noch mehr als in Liebesschmerz und philosophischer Selbsterkundung liegt das Grundmenschliche, das die Jahrtausende verbindet, in der – Bösartigkeit. Wenn wir uns über die Zumutungen unserer technisierten Kommerzwelt und die Ignoranz unserer Mitmenschen ärgern, können wir Archilochos aufschlagen und sehen, dass es ihm nicht besser ging. Aus seiner wetternden Wut machte er Poesie, die uns heute noch tröstet und aufstachelt:

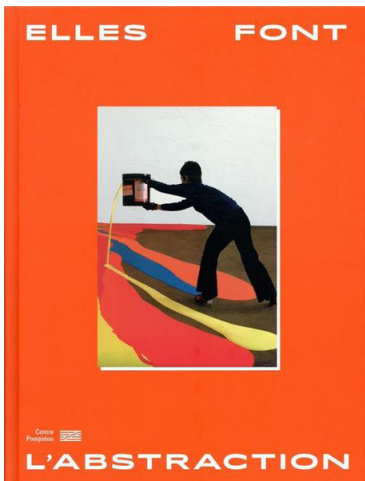
CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

„... von den Wogen verschlagen.
Und in Salmydessos mögen ihn, den nackten, aufs Freundlichste
Thraker, am Wirbel behaarte,
empfangen – dort wird er viele Übel erfüllen,
wenn er Sklavenbrot isst –,
den vor Kälte Erstarren, und aus der salzsäumenden Flut
soll viel Tang ihn bedecken,
und mit den Zähnen soll er klappern, wenn er wie ein Hund auf der Schnauze
liegt, hilflos,
dicht bei der Brandung der Wogen... –
das möchte ich sehen!
er, der mir Unrecht getan und mit den Füßen trat auf die Eide –,
und war doch früher mein Freund!“

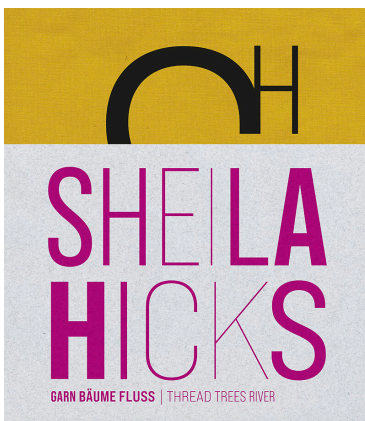
– Michael Pfister

**Christine Macel / Karolina Ziebinski-Lewandowska (Hg.):
Elles font l'abstraction** (Editions du Centre Pompidou, Paris 2021)



In diesem Sommer, als die Touristen nach und nach wieder an die Seine zurückkehrten, zeigte das Centre Pompidou eine umfassende Ausstellung über abstrakte Künstlerinnen aus aller Damen Länder, von den 1860er Jahren bis heute. Wer es heuer noch nicht nach Paris schaffte und auch keine Gelegenheit findet, demnächst nach Bilbao zu reisen, wo das Guggenheim-Museum die Schau vom 22. Oktober bis zum 27. Februar 2022 übernimmt, findet sich reich entschädigt durch einen gewichtigen, neonorange Katalog mit zahlreichen Essays, Porträts und einer dynamischen Chronologie, die Kunstwerke, Publikationen und Meilensteine des Feminismus zu einer kurzweiligen Synopsis verknüpft.

Besonders spannend sind die Kapitel über die Geburt der abstrakten Kunst aus dem Geist des Spiritismus und Okkultismus, der das späte 19. Jahrhundert prägte und auch andere Blüten der Moderne trieb, wie etwa die Psychoanalyse. Nicht-figürliche Darstellungen repräsentieren zunächst das Jenseits und die Geisterwelt, so etwa bei Georgiana Houghton, die die „spirituelle Krone“ ihrer Modelle in wilde Kreise bannt, oder bei der Schwedin Hilma af Klint, deren Schwanengemälde anmuten wie Zielscheiben einer mysteriösen Göttin. Die männlichen Dominatoren – wen wundert's? – überlassen den Damen zunächst fast nur die traditionell weiblichen Domänen wie Tanz (Loïe Fuller, Valentine de Saint-Point, Gret Palucca) und Textilkunst (Sophie Taeuber-Arp, Sonia Delaunay-Telk, Vanessa Bell, Gunta Stölzl), denen die Künstlerinnen aber auch aus freien Stücken und mit souveräner Spielfreude bis in unsere Gegenwart treu bleiben – so etwa die grossartige Sheila Hicks, von der soeben in der Arnoldschen Verlagsanstalt der feine Band „Garn Bäume Fluss“ erschienen ist.



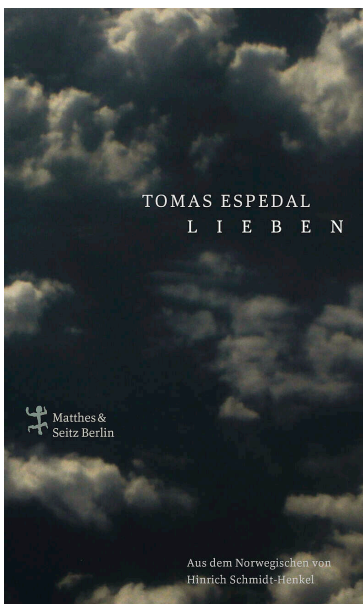
CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Zu den schönsten Stücken gehören aber auch die kühlen, rationalen Schwarz-Weiss-Kompositionen von Bridget Riley und die Wellenfotografien von Berenice Abbott. Die Faltungen der ungarischen Experimentalfilmerin Dóra Maurer und der amerikanischen Zeichnerin Dorothea Rockburne. Last, not least die „Eccentric Abstraction“ der sechziger und siebziger Jahre, mit den Würmern, Würsten und Wülsten von Louise Bourgeois und Eva Hesse und den bunten Rauchfrauen, die Judy Chicago in der kalifornischen Wüste tanzen liess. – Michael Pfister

Tomas Espedal: Lieben

(Matthes & Seitz, Berlin 2021, übersetzt von Hinrich Schmidt-Henkel)



Der Ich-Erzähler, ein tatsächlich namenloses Ich und daher nicht nur als Alter Ego des Autors, sondern auch als Pronomen für jede/n einzelne/n Leser/in zu verstehen, verbringt seine Zeit als Teil einer zum Selbstzweck geformten Gesellschaft in einem Küstendorf in Norwegen damit, über das Einzige nachzudenken, was noch von Belang ist, wenn jegliche Liebe aus dem Leben entflohen ist und die eigene Schöpfungsgeschichte nur noch den Umkehrschluss zulässt, um nicht bedeutungs- und klanglos zugrunde zu gehen: Das Ende aller Dinge muss die letzte Liebe sein, die es an sich selbst zu erfüllen gibt. Und so erzählt uns Tomas Espedal vom Tod, der gewollt und dem Sterben, das willkürlich ist, dem guten Tod als Schlussakkord einer unterdessen viel zu normalen, fast schon banalen Existenz voller vergeudeter Empathie.

Das Ich des Romans hat sich als Autor versucht, Sternstunden erlebt, nur um danach doch mit irgendeiner zufälligen Bekanntschaft in einer zufälligen Bar billigen Alkohol sowie Nikotin zu konsumieren und dabei in die Schatten der Nacht sowie im Nebel des Geistes zu entschwinden; hat geheiratet, Sehnsucht und Wärme verspürt und dennoch seine Frau zu früh an den Krebs verloren; hat Kinder gezeugt, ein Haus gekauft, Rasen gemäht, Kleider an- und ausprobiert, einen juristischen Prozess über sich ergehen lassen, Unterhaltungen geführt, Interesse empfunden oder geheuchelt, menschliches Einvernehmen gespielt, gewonnen, verloren – und dabei doch immer diesen Seelenschmerz mit sich herumgetragen, dem Tod das Dasein schuldig zu sein, es nur im Angesicht der Auslöschung wertschätzen zu können, die Endlichkeit quasi als in diesem Sinne eben sinnstiftend zu erfahren, dass ein gutes Ende den letzten inszenierten Akt der Schönheit in einer begrenzt haltbaren Zeitblase darstellen muss, um die erlösende Stille in Erhabenheit zu erreichen.

Espedal führt uns mit „Lieben“, dem Abschlussband des Zyklus, welcher mit „Wider die Natur“ begonnen hat, in gewohnt poetisch-lakonischer Weise, fokussiert wie auch mit dieser einzigartig sanften, dennoch

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

drängenden Melancholie eines Nordländers durch die (gewollt) negative Seite der Menschwerdung, indem wir den Protagonisten – nach seiner Entscheidung, den guten Tod in Eigenregie zu finden – ein Jahr lang auf seinen mäandrierenden Wegen begleiten, vorbei an Zweifeln, vorbei an Erkenntnissen, vorbei an zweisamer Einsamkeit, an Erinnerungen mitsamt deren Lücken, hin zu diesem einen speziellen Punkt in Zeit und Raum, an dem wir final anerkennen müssen: Die *conditio humana* beruht allein auf dem Gedanken der Liebe sowie dessen Verneinung. Oder wie Espedal es ausdrückt: „Das ist der Anfang vom Ende. Du lebst betäubt, der Schmerz ist weg, er ist die Todeswarnung durch den Tod selbst. Du liebst nicht mehr, du wartest auf den Tod. Wie lange musst du warten?...“ – Sandro Schächli

Philipp Sarasin: 1977 – Eine kurze Geschichte der Gegenwart (Suhrkamp, Berlin 2021)



Die Jahre sind auch nicht mehr, was sie einmal waren. Was früher nicht alles während einer einzigen Sonnenumkreisung geschah! Zum Beispiel 1977, im Jahr, dem der Zürcher Geschichtswissenschaftler Philipp Sarasin ein reichhaltiges, schwungvoll geschriebenes und zum Denken anregendes Buch gewidmet hat: Die Raumsonden Voyager I und II starteten ihren unendlichen Flug ins All (heute rund 20 Milliarden Kilometer von unserer Sonne entfernt); Charlie Chaplin und Elvis segneten das Zeitliche; das Internet (als ARPANET) und Emmanuel Macron wurden geboren, das Centre Pompidou in Paris und das Studio 54 in New York eröffnet; Amnesty International erhielt den Friedensnobelpreis; Apple lancierte den ersten Heimcomputer; Enzensberger schrieb „Der Untergang der Titanic“; „Star Wars“ kam in die Kinos; das feministische Combahee River Collective verwendete zum ersten Mal den Begriff „Identitätspolitik“; im „Deutschen Herbst“ überstürzten sich die Ereignisse mit der Entführung einer Lufthansa-Maschine, dem Selbstmord dreier inhaftierter RAF-TerroristInnen und der Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer.

Sarasin gelingt es, „wie in einem Standbild Gleichzeitigkeiten sichtbar werden zu lassen“, den „Strukturbruch“ aufzuzeigen, der Mitte der siebziger Jahre eine längere Zeit des Aufschwungs und der Leichtigkeit beendete. Eine gewisse Trägheit breitete sich aus, eine neue Schwere, geprägt von neoliberaler Habgier, konservativem Fundamentalismus, narzisstischer Heilssuche, Kommerzialisierung der subkulturellen Rebellionen.

Ein Geniestreich ist Sarasins Entscheidung, jedes seiner fünf Hauptkapitel mit dem Nekrolog auf eine 1977 verstorbene Person anheben zu lassen, die sozusagen als Emblem eines thematischen Feldes fungiert. Welch schillernde Runde, man stelle sich ihre Tischgespräche im Jenseits vor! Ernst Bloch, der marxistische Philosoph der Utopie, dessen Hinschied für das Verblässen des Revolutionstraums steht;

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Fannie Lou Hamer, die schwarze Aktivistin, mit der Sarasin Feminismus und Renaissance der Menschenrechte verknüpft; die heute ziemlich vergessene Anaïs Nin, die den freien Sex, das intensive Leben und die Selbsterfahrung verkörpert, passend zu New-Age-Bewegung und Bhagwan-Kult; Jacques Prévert, der französische Poet – in diesem Kapitel geht es um Medialität, aber auch um Kunst, Musik, Digitalisierung und Stadtentwicklung; und schliesslich Ludwig Erhard, der angebliche „Vater des Wirtschaftswunders“ – unter dem Titel „Im Schatten der Natur“ zeigt Sarasin gekonnt auf, wie der Markt als „natural analoges Ordnungsmodell“ angepriesen wurde und was die „Soziobiologie“ der siebziger Jahre mit ihrem Catchword des „egoistischen Gens“ (Richard Dawkins) zum neoliberalen Weltbild beitrug.

Die Stärke des Buches liegt mithin darin, dass Sarasin die Arbeit des Historikers nicht darauf beschränkt, Ereignisse zu protokollieren. Ihn interessiert der philosophisch reflektierende Blick, weniger im Sinne von Ideengeschichte denn vielmehr als beständiges Durchleuchten und Durchdenken des Lebens – eben als „Geschichte der Gegenwart“. Auch wenn der Foucault-Biograf und Autor eines Buches über Darwin und Foucault beteuert, dies sei für einmal kein Buch über Michel Foucault, taucht dieser glücklicherweise immer wieder auf. Darüber hinaus bezieht sich Sarasin aber auch auf andere Exponenten der heute so viel geschmähten französischen Philosophie (Jean-François Lyotard, Jean Baudrillard) und der amerikanischen Soziologie (Richard Sennett).

Auf den ersten Blick erscheint es unnötig einengend, dass Sarasin in den fünf Hauptkapiteln nur voraussetzt, was bis Ende 1977 bekannt war, aber erstens lässt es sich der Autor nicht entgehen, mit dramatischer Ironie etwa Donald J. Trumps Immobilienmischeleien im New York der Jahre 1976/77 zu schildern – wir seufzen im Wissen, was daraus wurde –, und zweitens ermöglicht es gerade dieser Kniff Leser und Leserin, selber Fluchtlinien in unsere Gegenwart zu ziehen – etwa von der esoterischen Entdeckung der Innerlichkeit zur heutigen Obsession mit Identität und Identitätspolitik, die Sarasin plausibel als phantasmatische Gemeinschaftsfiktion kritisiert.

Im Schlusskapitel, das man sich durchaus etwas ausführlicher gewünscht hätte, bezieht der Historiker sein kaleidoskopisches Jahresporträt dann sehr wohl auf unsere Gegenwart, würdigt den auf die siebziger Jahre zurückgehenden Zuwachs an Freiheit, Diversität und Inklusion, benennt aber auch das dunklere Erbe, spricht den Verlust gemeinsamer Räume und verbindlicher „Wahrheitsregeln“ in unserer postfaktischen, Verschwörungstheorien produzierenden Aufmerksamkeitsökonomie. – Michael Pfister